

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 22.

Donnerstag, den 24. Mai.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern ist 8 Tdr., Zwilrate werden mit 1 Rgr. die gr. Zeitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Belegenheit zu besorgen. —

In sechs Wochen.

Skizze

von

H. Nordheim.*)

Im Gasthof einer mittelgroßen deutschen Residenzstadt saß spät am Abend eine lustige Gesellschaft 6 junger Leute von 24—28 Jahren beisammen.

Morgen sollte Ferdinand Löw aus ihrer Mitte scheiden, um in einem, acht Stunden entfernten Landstädtchen als Actuar in's Amt zu treten.

Längst war es sein Wunsch gewesen, wenn auch nur eine kleine Stelle zu erhalten, denn sein Vater, ein unvermögender Landarzt, hatte ihn bisher mühsam unterstützt.

Nun aber der Augenblick des Scheidens kam, wurde er ihm doch schwer. Die Freunde hatten sich vereinigt, ihm den letzten Abend zu widmen, und es sollte, sie hatten sich das Wort gegeben, kein trüber Gedanke die Freude dieses letzten Abends stören; sie wollten noch einmal „recht toll“ sein, denn mit Fer-

dinand schied ihnen viel. „Ohne ihn“, meinten Alle, „wär's nichts mehr;“ er war ihrer Aller Schooßkind.

„Wenn Ferdinand fort ist — sieht uns Niemand mehr an; die Mädchen waren ja alle des Guckucks auf ihm!“ sagte Werner, der Kammeraccessist. „Wer sah denn nach unser Einem, wenn der seine Brenngläser aufsetzte!“

„Wißt Ihr noch,“ rief Toll, der Forstactuar, wie der kleine krummbeinige Archivrath unter die Leute gebracht hatte, Ferdinand färbe sein Haar, weil ihn die Bosheit fast umbrachte, daß Fräulein Walther behauptete, schönere schwarze Haare wie Herrn Löw's habe die Sonne noch nicht beschienen!“

„Ja,“ fiel der junge Doctor Bernack ein, „das bin ich überzeugt, in dem Nest, wo der Phönix sich jetzt etablirt, verschmachtet binnen sechs Wochen die ganze weibliche Einwohnerschaft, verheirathet oder nicht, jung oder alt; solchen Blitzen wie seinen schwarzen Augen widersteht keine!“

Die jungen Leute steigerten sich gegenseitig immer mehr, und Einer überbot den Andern in Späßen und Gelächter.

Ferdinand ließ Alles über sich ergehen, und lachte, wie die Andern sagten, wie ein Kobold mit.

*) Zwei Werke des Verfassers dieser Novelle „Lieder und Sprüche“ und „Skizzen aus Franken“ sind früher Zeit in unserm Blatte besprochen worden, andere Erzählungen erschienen und erscheinen in Gudelow's „Unterhaltungen“, Nauß's „Weimariischen Sonntagsblatt“, dem „Vorgendblatt“ &c.

Friedrich Bild, welcher eben erst die Universität verlassen hatte und aus der Nähe von Bernheim, Ferdinands künftigem Wohnort, gebürtig war, erzählte, der Amtmann habe vier Töchter, Eine schöner wie die Andere, und er könne sich schon denken, welcher er den Vorzug gäbe. — Toll, der seinen Namen mit der That trug, rief: „Den Vorzug geben? wo denkst Du hin! Ferdinand macht Allen die Cour, und die vier Töchterchen des gestrengen Herrn Amtmanns sterben Eine nach der Andern aus Liebe für ihn. Wenn die letzte im Verscheiden ist, läßt er sich aus Mitleid mit ihr trauen, und beerbt alle Vier!“

„Ferdinand,“ fiel der Doctor wieder ein, „versprich mir's, daß Du es mit den vier Huldinnen probiren willst, und wenn Du wieder hierher kommst, in sechs Wochen mußt Du ein Paar Tage Urlaub nehmen, finden wir uns hier zusammen, und Du erzählst uns Deine Abenteuer!“

„Ja, ja in sechs Wochen!“ ertönte es von allen Seiten. „Bernack, das ist ein Gedanke, der nicht zu bezahlen ist! Ferdinand, Angestoßen! Sie sollen leben! Alle Viere!“

„Aber alle Viere, Ferdinand!“ rief der kleine Bibliotheksecretär Müller, „wenn Eine fehlt auf Deiner Liste, mußt Du drei Flaschen Champagner zum Besten geben!“

„Wenn zwei fehlen, sechs!“ wieherte der Doctor.

„Du bist toll,“ sprach Toll, „davon kann ja gar keine Rede sein! Vierspännig kommt er angefahren, der Held von Bernheim!“

„Ja, ja, vierspännig!“

Der Wirth steckte den Kopf zur Thüre herein: „Meine Herren, es ist zwei Uhr, ich fürchte wirklich Unannehmlichkeiten!“

Ferdinand erhob sich; er hatte noch Einiges zu packen, und früh sehr bald ging der Postwagen. Es mußte geschieden sein.

Die tolle Gesellschaft, mochte sie sich noch so sehr vorgenommen haben, im Augenblick selbst stockte doch das Lachen, und die Augen glänzten in feuchtem Schimmer. Sie hatten treu an einander gehalten; sie hatten manchen „dummen Streich“ zusammen gemacht; und nun ging es auseinander! Nebenbei soll es auch gesagt sein, daß kein schlechter Streich mituntergelaufen war, aber mancher ging nur gerade

an der Grenze hin, wo der Leichtsinne aufhört und das Unrecht als Stellvertreter erscheint.

Am andern Morgen, als Ferdinand an der Post erschien, fand er Toll im Wartezimmer. Er war unter allen den Freunden doch der — Freund; Kameraden hat man wohl sechs, aber nur Einen Freund.

Der tolle Toll war heute ein Anderer; ihm ging mit Ferdinand doch noch mehr als eine lustige Abendgesellschaft fort.

„Hast Du Linchen gestern Abend noch gesehen!“ sagte er leise zu Ferdinand.

„Ja, das gute Ding war nicht zu Bette gegangen bis ich heimkam, und wir haben noch bis 5 Uhr zusammen gefessen.“

„Was denkst Du denn zu thun? War sie sehr verzweifelt?“

„Ich habe ihr versprochen müssen, alle 14 Tage zu schreiben; ich werde es in der ersten Zeit auch thun. Versprich mir, daß Du sie trösten willst.“

„Das will ich schon! hast Du ihr was versprochen!“

„Behüte Gott,“ fuhr Ferdinand auf, „das ist ihr auch nicht eingefallen, zu verlangen!“

„Vielleicht fällt es ihr nicht ein, daß Du's anders wie ehrlich meinen kannst!“

Ferdinand sah Toll betroffen an: „Du bist ja mit Einem Mal gewaltig ernsthaft!“

„Weil wir auf einmal dastehn, wo's heißt: entweder — oder!“

„Ich habe Linchen gern, und sie macht mir den Abschied von hier nur noch schwerer, aber an's Heirathen hab' ich nie gedacht.“

„Nun, dann ist mir's lieb, daß Du gehst; jetzt wird noch kein ehrlicher Mann mit ihr angeführt.“

„Meine Herren! Der Wagen ist fertig, Sie müssen einsteigen!“ erklang die Stimme des Conducteurs in der Thüre. Die Freunde lagen sich noch einmal in den Armen, und im nächsten Augenblick rollte Ferdinand dahin. —

An demselben Tag saßen der Amtmann von Bernheim und seine vier Töchter beim Mittagstisch. Der Amtmann, ein großer, etwas starker Mann, würde, wenn er ein Minister gewesen wäre, gewiß für einen sehr vornehmen Mann gezolten haben. Er hatte etwas Strenges und hielt viel auf äußere Formen.

Bestimmte Grenzen mußten bei ihm die verschiedenen Stände trennen, doch fand er, daß es dem Vornehmen schön feide, herablassend gegen Niedere zu sein. Die Schulzen in seinem Amt, die dies wohl zu schätzen wußten, meinten jedesmal, wenn sie mit dem Herrn Amtmann zu thun gehabt hatten: „es wäre doch gar ein niederträchtiger Herr! „Sie meinten darunter herablassend.“ Diese Herablassung gegen Leute vom Schlag seiner Schulzen verwandelte sich gegen solche, welche sich in ihrer Stellung mehr seiner eignen näherten, aber doch noch lange nicht bis zu dieser Höhe hinanreichten, in eine gewisse Protectionsmiene. Der Herr Amtmann protegirte sehr gern. Er war durchdrungen davon, daß ihm viel gegeben war, und somit lag ihm auch die Verpflichtung auf, viel zu gewähren. Der Amtmann Haupt galt für einen sehr stolzen Mann, im Städtchen, wo er „regierte,“ stand entschieden Niemand über ihm. Sein Haus stellte eine Art kleinen Hof vor.

Seine Töchter, wirklich Vier an der Zahl, hätten ihm zum Stolz berechtigen können, wenn er auf diesen Punkt nicht längst mit sich im Klaren gewesen wäre.

Zu seiner Rechten am Familientisch saß Amalie, die Älteste. Sie hatte bereits dreißig Jahre überschritten, aber sie gehörte zu den Frauen, bei welchen man selten nach dem Alter fragt. Sie war schön, obgleich sie das gewöhnliche Maß weiblicher Größe weit überschritten hatte. Vollkommenes Ebenmaß gleich das aus. Eben so waren ihre Züge. Eine edle, freie Miene, von braunem Haar umgrenzt, große blaue Augen, die zugleich sanft und unerschrocken jeden Blick ertrugen, eine blendende Weiße der Haut, die leicht zu zart erschien, ließen sie als eine auffallend schöne Frau erscheinen, und doch war ihre Erscheinung noch edler als schön.

Wer Amalie sah, mußte fragen: Und sie ist unverheirathet? Die Antwort darauf ist ganz einfach eine Herzensgeschichte. Amalie hatte eine tiefe, glühende Reizung eingeslößt und sie eben so erwiedert. Wenn man sie still, ohne Mißmuth, ohne Stoll neben dem Vater sieht, und weiß, daß er es ist, der diese Liebe trennte, dann braucht man über sie nichts mehr zu sagen, als: sie ist ein Engel.

Neben ihr sitzt ihr eifähriges Ebenbild, Thora. Ihr Leben hatte das der Mutter gekostet, und von

dem ersten Tage ihrer Geburt an hatte Amalie ihr dieselbe ersetzen müssen. Thora war Alles für sie, wie Amalie für Thora. Jede Kindesthräne und jeder tiefe, blutige Stachel in der Brust der Jungfrau fand gegenseitige Heilung. Thoras Glück war Amaliens Streben. Kinderfreude sollte ihr werden in reicher Fülle, denn was das Leben später brachte, wußte Amalie.

An der linken Seite des Vaters erblicken wir Emilien. Sie ist einundzwanzig Jahr alt, sie erscheint aber Jedermann wie kaum achtzehnjährig. So frisch, so ruhig, so kindlich blickt das reizende Geschöpf in die Welt hinein. Ihre Erziehung ist durch Amalie geleitet und ein Hauch von ihrem Geiste hat seinen Stempel auf dieser reinen Stirn gelassen. Emilie ist die vollendete Weiblichkeit. Sie bedarf des Armes, der sie stützt, der sie leitet; sie blickt mit bittendem Auge zu Jedem empor, was stärker ist als sie. Den Arm, der sie stützte nach der Mutter Tod, hatte sie auch in Amalien gefunden.

Neben ihr erblicken wir Rosalie. Sie ist das sprechende Ebenbild des Vaters. Sie hat achtzehn Jahre zurückgelegt, aber im Gegensatz zu der Schwester giebt ihr Jedermann wenigstens einundzwanzig Jahre; so fest, so entschieden schauen die schwarzen Augen unter den dunklen Haaren und Braunen hervor; so herausfordernd ist ihre Frage, so treffend ihre Antwort. Wiß, ein entschiedener Mutterwitz, und es ist nicht zu leugnen, eine gehörige Quantität natürlicher Coquetterie sind ihr zugetheilt. Trotzdem war auch bei ihr ein offenes Auge und Ohr für Amaliens Wort und Wink zu finden. Auch sie war hübsch, bildhübsch, das kleine, flinke, runde Ding; — aber verschiedenere Schwestern hatte man wohl selten gesehen!

Zwischen Rosalie und Thora stand noch ein unberührtes Gedeck, und der Amtmann sagte zu dem alten Diener, welcher eben die Suppenschüssel abgenommen und ein schönes Stück Rindfleisch mit Zugemüß aufgestellt hatte: „Nimm das Couvert ab, Heiner, der Herr Actuar scheint heute nicht zu kommen.“

„Ach, warte noch ein Bißchen, lieber Heiner, ich denke doch, er kommt noch, denn das Käßchen hat sich gerührt, und meine Scheere ist mit der Spitze in die Diele gefallen!“ So erklang Thoras bittende

Stimme. „Bitte, bitte, Papa, noch ein Bißchen Warten!“

Ein gelindes Lächeln überflog die Züge des Pappas, als er sagte: „Du bist ein Kindskopf, Thora! Laß es noch, Heiner.“

Ein strahlender Blick Thoras flog der Reihe nach zu allen Schwestern und blieb an Amaliens Augen haften.

„Der gestrenge Herr Amtmann werden verzeihen, die Post ist in dem Augenblick erst herein; wenn der Herr Actuar mitgekommen ist, muß er gleich da sein.“

In diesem Augenblick erklang die Hausschelle und zugleich fuhren Rosalie und Thora von ihren Stühlen in die Höhe: „Das ist er! das ist er!“ und viel hätte nicht gefehlt, so wäre die Kleine ihm entgegengesprungen.

„Papa, es ist der Herr Actuar! Heiner, geschwinde, mach ihm die Thüre auf! Rein, horch, Caroline hat's schon gethan! Er geht erst in sein Zimmer! Rosalie rücke noch ein wenig fort, der Platz ist zu klein!“ so plapperte Thora, das liebe, lebendige Ding, in einer Aufregung mit halblauter Stimme, bis Amaliens lächelnder Blick sowohl sie, wie Rosaliens funkelnde Augen in die Schranken stillen Erwartens zurückwies.

Auch der gestrenge Herr Amtmann war nicht ohne eine gewisse Aufregung bei dem verhängnißvollen Zug der Klingel geblieben, doch machten dergleichen Symptome sich bei ihm nie für das Auge des Beschauers bemerklich, er saß in scheinbar unveränderter Gemüthsruhe und Würde zwischen seinen Töchtern.

Dem neu zu Erwartenden war von „Oben her“ ein sehr vortheilhaftes Zeugniß vorausgegangen, er sollte einer der tüchtigsten und brauchbarsten Arbeiter, ein lebenswürdiger Gesellschafter, ein guter Wirth und in moralischer Beziehung „ein Muster“ sein. Es war zu erwarten, daß er sehr bald vorrücken und eine vortreffliche Carrière machen würde.

Des Herrn Amtmanns Stellung seinen Untergebenen gegenüber war bis jetzt eine sehr „exklusive“ gewesen; allein die Empfehlung, welche dem neuen Actuar vorausgegangen war, verlangte im Gegensatz zu seinen Vorgängern eine entschiedene Veränderung. Er hatte dies Amalien bereits angekündigt und bei ihr ein sehr williges Ohr gefunden; denn ihr war es immer eine schwere Aufgabe gewesen, Leute wie

Subalternen behandelt zu sehn, deren Bildung sie ihr ganz ebenbürtig erscheinen ließ, und sie hatte beschlossen, die ihr ertheilte Erlaubniß im weitesten Sinne zu üben.

In der eben beschriebenen Weise war die Stimmung für den neuen Ankömmling vorbereitet, als Dieser endlich selbst eintrat. Der Amtmann bot ihm die Hand mit freundlichem Willkomm, Amalie dergleichen, ihn unbefangen als Wirthin begrüßend, und Thora reichte ihm, sich nun etwas verschämt an Amalie schmiegend, ihr Händchen hin; Emilie und Rosalie grüßten am Tische stehend mit stummer Verehrung.

Im nächsten Augenblick waren die Plätze wieder eingenommen und der neben Thora durch Ferdinand besetzt, welcher mit sichtlich erleichtertem Gefühl seinen Hunger zu stillen begann.

Ein Gespräch, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten wohl immer geführt wird, Wetter, Weg und Reisegesellschaft betreffend, war nur bestimmt über den holprigen Weg des ersten Bekanntwerdens hinwegzuhelfen.

Thora wurde, wie dies so oft die Aufgabe der kindlichen Unbefangenheit ist, die Wegweiserin, indem sie mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit Alles aufbot, den neuen Hausgenossen zu bedienen und zum Sprechen zu bringen!

„Ich habe es gleich gewußt, daß Sie heute kommen, Herr Actuar, weil — hier stockte sie plötzlich, denn Rosalie sah sie mit schwer zu unterdrückender Lachlust an. Verlegen blickte Thora die andern Schwestern an, und als Ferdinand sich lächelnd zu ihr wandte und wiederholte: „Nun, weil!“ — stotterten sie mit halblauter Stimme und sichtlicher Beschämung: „Weil sich das Käzchen gepußt hat.“

Ein allgemeines Gelächter war nicht geeignet, das gute Kind aus seiner Verlegenheit zu ziehen, wohl aber den Actuar vollends einzuführen.

Während des Essens schon versäumte derselbe nicht, sich mehr und mehr, wenigstens mit der äußeren Erscheinung seiner künftigen Hausgenossen vertraut zu machen, und immer fiel ihm ein Wort ein, welches Toll einst in einem Kreise schöner Mädchen sagte: „Das ist ein Wald von Augen, um sich drinnen zu verirren!“

Als Ferdinand sich nach Tische mit dem Amtmann

entfernte und seine zwei zierlichen Stuben bezog, konnte er während der ganzen Zeit des Auspackens und Einräumens nur an die vier Amtmannstöchter denken.

Waren das „die vier Heldinnen von Bernheim,“ als deren Besieger er nach sechs Wochen in dem Gasthof der Residenz bramarbasiren sollte?

Er fühlte, daß er wie seine Freunde einen falschen Maßstab angelegt hatte, ja er fühlte es mit Erstaunen, daß er sich zum ersten Male einem Kreis von Frauen genähert hatte, aus welchem nicht Einer in der Art hätte Erwähnung geschehen dürfen, wie es am Vorabende seiner Abreise geschehen war.

Amaliens Erscheinung hatte für den Augenblick den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht. Sie war ihm durch ihre Jahre, wie durch die Stellung als Hausfrau, das fühlte er, nahbarer wie ihre Schwestern. Thora erschien ihm wie ein Seraph, der den Schlüssel zu jeder der drei Himmelsportnen vergeben könnte.

Der Herr Amtmann hatte den Actuar, was früher nie geschehen war, eingeladen, sein Haus wie das seinige zu betrachten, und die Familie, wenn es die Geschäfte erlaubten, auch außer den Speisestunden zu besuchen. Diese Aufforderung geschah, obgleich der kluge Mann wußte, daß Löw's Vater unbemittelt war; aber was that das, wenn ein Mensch eine Carriere machen wird und von Oben empfohlen ist? Der Herr Amtmann war ein alter Praktikus und hat vier Töchter. Amalie, das war er überzeugt, heirathete nicht mehr, aber zwei andere waren vor der Hand immer zu haben. Ferdinand Löw wußte — wie gut er empfohlen war. Schon nach wenigen Tagen war der junge Mann vollkommen eingewöhnt; er kam zu jeder Stunde des Tags in das Familienzimmer, er war immer gern gesehn, von Amalien mit Herzlichkeit, von Thora mit Jubel, von Rosalien mit einem Scherz, von Emilien mit freundlichem Lächeln begrüßt. Sein Benehmen war das passendste, Vertrauen erweckend. Seinerseits war zu Amalien ein Vertrauen erwacht, wie er es selten empfunden; sie erwiderte es vollkommen und Ferdinand trug ein Gefühl unverkennbarer Befriedigung in sich.

(Fortsetzung folgt.)

Auferstehung und Wanderfahrt.

Reisestizzen und Phantasieen

von

A. Salitsirr.

(Fortsetzung.)

Ich aber nenne dies „hippokratische“ Wesen ein Neutrum, denn es hatte einen Strohhut auf, mit einem weißen Schleier davor, es hatte sanfte Mädchenaugen und einen wüsten, schwarzen Bart; es hatte Ringe in den Ohren und eine Kette von rothen Korallen um den Hals; es hatte braune, starke Arme und eine weiße, zarte Hand; übrigens war es mit einem Hemd und einem Gewand aus sackgrauen Linnen bekleidet, welches Gewand sehr zarte Uebergänge von einem gewöhnlichen Beinkleid zu einem Jupon bildete.

Wenn dies Wesen ein Neutrum war, so schließe ich, wenn der Schluß von dem Individuum auf die Gattung erlaubt ist, daß die Neutra überaus gutmüthig sind; denn ohne irgend eine Einwendung zu machen, ließ es mich seine Karrete besteigen, bettete mich freundlich hin, und so gelangte ich dann, nicht unähnlich dem wackern Helden von La Mancha, im träumerischen Gleichritt der tiefsinnigen Esel wieder in Civita Castellana an, wo meine Genossen indessen, klüger und weltmännischer als ich, in kühler Steinhalle sattfam gegessen, des Rundtranks gepflegt und lebhaften Gesprächs.

Gegen Abend fuhren wir ab; mir schlug mächtig das Herz, denn es war der letzte Haltpunkt vor Rom, und morgen um diese Zeit hatte ich schon gesehen mit „hochbegnadigtem Auge“ die untergegangene Welt, die vernichtete Roma — den öden Schatten einer Größe, welche der Sternenball Erde nur einmal sah, und so nimmer wieder. Mir schlug das Herz und mir schauderte es in meiner Seele, von eigenthümlicher Bangigkeit; so sehr ich den Anblick wünschte, so sehr ich kaum etwas Höheres mir denken konnte als ihn, so bebte ich dennoch wie vor etwas Ueberschwänglichen, vor etwas Ueberwältigendem, dem ich zu schwach, dem ich nicht gewachsen war. Mir war zu Muth, als wenn schon tausend Geister dort meiner harrten, mich zu erkennen, mich zu empfangen, als wäre ich schon oft dagewesen vor hundert, vor vielen hundert Jahren, und lehrte nun

ein armseliger, elender Pilger aus weiter Ferne, und ich hatte die schwächlichen Gefühle eines armseligen, elenden Pilgers. Wie dem auch sei, so sind es immer eigenthümliche Augenblicke, süße, wie auch bange und herzklopfende, die dem vorangehen, in welchem man etwas erschauen soll endlich von Angesicht zu Angesicht, von dem man gehört und geträumt von der Ammenmilch an bis auf den heutigen Tag, die Trauerstätte zu sehen, wo das Volk gelebt, das die Brust des Knaben heiß beschäftigt, das den Busen des Jünglings entzündet, und das die Seele des Mannes zu Thränen gezwungen. Morgen! —

Und nun hatte man viel von der schlechten Luft erzählt, die zu dieser Jahreszeit, es war im Monat August, besonders in Rom herrschen sollte. Man warnte uns sogar, je näher und näher wir kamen und je weiter wir fortrückten auf der öden Campagna, ja nicht die Augen während der Nacht zu schließen, weil von solchem Schlummer in freier Luft das Uebelste zu fürchten: ich dachte mir diese *Aria cattiva* etwa als ein unheimliches, schwefelgelbes, nebelhaftes Gespenst, das tausend Arme, in jedem einen langen flatternden Todesschleier, über die verlornen Stadt ausgebreitet, und je näher wir kamen in der Abenddämmerung, in der Nacht, desto schauriger wurde mir, desto beklommener, und ich vermochte kaum, ich wagte kaum zu athmen. —

Links lag der Soraete.

Hier hat jeder Stein einen Namen und jede Fels-
spitze hat eine lange Geschichte, mancher auch eine
thränenwerthe.

Mich beschäftigten, als wir langsam geschleppt von den müden Säulen trüg hinschlenderten, die Gestalten der alten Helden, der alten Götter, und mir ging ein Gedanke auf, den ich hier zum ersten Male ausspreche, und der, wie ich glaube, einem freilich sehr geringen Bissen nach, in dieser Auffassung zum ersten Male ausgesprochen wird, der aber Angesichts des alten Roms, des Wohnplatzes so vieler Götter (aber ach! alle sterblicher Natur), da er die Mythologie betrifft, immerhin ausgesprochen werden mag. —

Ich bin nemlich der Meinung, daß die in den Mythologien der verschiedenen Völker vorkommenden Götter — und Halbgötter — u. s. w. Gestalten, nicht sowohl, wie man oft geäußert, Kräfte, physische und moralische, repräsentiren und deren Personifica-

tionen sind, sondern, daß sie von ganz bestimmten Erinnerungen, Anschauungen von antediluvianischen Wesen herzuleiten sind, daß zum Beispiel Menschengestalten, vielleicht nur in sehr sparsamer Zahl, und da ihre irdischen Lebensbedingungen erschöpft waren, eben im Aussterben begriffen, in den Zeiten, in welchen schon die Erstlinge der jetzigen Menschenverkörperung gelebt haben, existirten, die zu den mythischen Configurationen, zum Beispiel der Pane und Satyren, der Dryaden und Hamadryaden, der schauerlichen Harpyien, der Erinyen und sonstiger Mythengestalten die erste Veranlassung gegeben haben. Wenn wir nicht abstreiten können, daß Reste der antediluvianischen Thiergestalten in die jetzige Schöpfungs- oder Lebensperiode hineingereicht, wenn wir die bestialischen Ungethüme der Mythe, ja noch aus christlicher Zeit die Drachen, Lindwürmer, in deren Bekämpfung die verschiedenen Helden sich Ruhm verschafft (denn die bloße symbolische Deutung ist einseitig), so sehe ich nicht ein, warum die Menschengestalten nicht auf ähnliche Weise gedeutet werden sollen, warum man nicht annehmen will, daß wirklich ein Menschengeschöpf mit Flügeln an den Füßen (eine fliegende Eidechse ist doch auch gar eine wunderbare Creatur), dabei ein hilfreiches, gutes, vielgewandtes, zur Gestaltung des Gottes Merkur Anlaß gegeben haben soll; daß es wirklich gräßliche Geschöpfe gegeben hat, die gleich den Harpyien den frommen Aeneas auf seiner Fahrt beunruhigt haben; daß endlich auf dem Berge Olymp eine Anzahl dieser Wesen eben hierher gerettet vor der Ueberschwemmung, noch eine Zeit lang, allmählig aussterbend, ein heiteres Leben geführt haben, daß den armseliger begabten Gestalten aus der unumkehrbar eintretenden Lebensperiode der Erde eben ein Götterleben schien. — Der symbolischen Deutung ist bei der großen Masse und Vielgestaltigkeit der mythischen Erscheinungen noch immer vollstes Recht gegönnt.

Dies meine Gedanken, aber da geht die Sonne auf hinter dem Apennin und ihr erster goldner Strahl fällt auf die Kuppel des Sanct Peter, des Tempels der Tempel, in denen man vor dem ewig räthselhaften Kreuze kniet: aus dem dämmergrauen Morgennebel steigt, wie ein Phönix aus schwärzlicher Asche, groß und strahlend, die ewig hehre, ewig thränenwerthe Roma! Salve Roma!

Viertes Capitel.

Aventuren in den Pontinen.

Luogo è in inferno detto Malebolge
Tutto di pietra e di color ferrigno
Come la cerchia che d'intorno 'l volge.
Nel dritto mezzo del campo maligno
Vaneggia un pozzo assai targo e profondo
Di cui suo luogno conerà Vordigno

Dante.

— — — Das war eine lustige Abfahrt von Belletri.

Der hochglühende Veliterner Wein, mit dem ich meine Freunde die Eseltreiber, reichlich bewirthet, hatte uns sämmtlich in die allerbeste Laune von der Welt versetzt, und es ging mit verhängtem Zügel immer tiefer in die Pontinen hinein.

Es war eine wundersame Nacht, eine sternlose, nebelverschleierte: ein feiner Regen schauerte leise hernieder, und leise flüsterte es von Legionen Geisterstimmen in den Pappeln der Allee. Und leise flüster-ten Legionen Geisterstimmen in meiner Seele, in der, je dunkler es draußen wurde, desto gewaltiger, morgenhochrothstrahlender aufschimmerte die versun-kene Welt, das zertrümmerte Glorienbild — Roma! —

Tief hatte ich mir's eingeprägt: auf jeglicher der tausend und aber tausend Fühlfäden einer Perception lastete ein zerwettertes Götterbild, lastete eine Zerrüttung, ein Untergang; es war ein schweres Tragen.

Rom, das Grab von Jahrtausenden, mußte, so träumte ich, durchaus auch als eine Grabstätte be- handelt werden. Die Pygmäen-Geister der kleinen Gegenwart dürften mir nicht mehr in diesem Skelette herumsteigen und an ein verwittertes Riesenglied ihr Madennest anflücken: es erregt zu schmerzliche Gefühle, dort Zwerge zu sehen, wo Giganten rauschend wan- delten, zu sehen, wie der Staub hehrer Paläste zu Hütten für das Proletariat, den Fluch der Gegen- wart, verwendet wird; wie auf Triumphbögen die gelöcherte Wäsche getrocknet wird; wie in den Säu- lengängen des Kapitolums die Eckensteher schlafen, um am Morgen hinabzusteigen, nicht um eine Welt, sondern bloß um ein Stück Brod zu erobern, oder zum allerhöchsten Triumph ein abgegriffenes Paolo- stück zu gewinnen. Rom, wie es da ist, mußte heil- lig allen Nationen sein, nicht als Mittelpunkt der alleinseligmachenden Kirche, nein, als Sarkophag

menschlicher Titanen, es müßte in das Museum der Weltgeschichte gestellt werden, wie man ein Götter- bild, einen Heldenleib ins Museum stellt. Kein Atom dürfte mehr von dem laufenden Tage darin verrückt werden. Doch was kümmert sich das wer- dende Geschlecht; es spielt wo möglich Regel mit Antinousköpfen, bestellt sich seine Rendezvous an den Tempel der Vesta, und wenn einer zukünftigen Eisen- bahnanlage das Colosseum im Wege steht, so wird diese steinerne Unendlichkeit ohne Erbarmen rasirt. Sie sagen, sie wollen auch leben.

Führen nicht auch die Eseltreiber so lustig und unbesorgt dahin, daß man ihnen leicht ansah, sie dächten an Alles andere eher, als daran, daß sie gleichsam die Historie mit ihren Füßen träten. Was kümmert sie die Historie?

Giacomo, im Zuge der Vorderste, mit einem Esel, einem Pferde, und einem Raulesel vor seiner Katze, ein langschwarzhaariger, banditenhafter Ge- sell, mit einem Hute mit niederhängender Krempe, welchem Hute bloß eine Kleinigkeit zum Schutze des Hauptes, wieder Bind und Better, nämlich der Deckel gebrach, phantasierte in seiner purpurrothen Weinertase von der Wirthstochter zu Sezza, zu welchem Individuum er in sehr innigen Beziehungen stehen mochte, indeß die beiden hintern, zwei sieber- bleiche, verkümmerte Gestalten, wohlgeborene Kinder der Pontinen, mit dämonisch ausblühenden, im Dun- keln lagenhaft leuchtenden Augensternen, Gesellschafts- rechnung betrieben. Sie wollten nämlich feststellen, wie viel ein Jeder von ihnen zu der gemeinschaft- lichen Zechen im „rothen Bären“ zu Albano wirklich zu zahlen hätte, und benahmen sich hierbei mit einer so widerlichen Leidenschaftlichkeit, einem solchen Be- streben, sich gegenseitig zu übervortheilen, daß mir vor den Bleichgesichtern, wie sie da neben einander hinfuhren durch die Rabennacht, als wie vor Alben graufete. Sie reckten sich die Zunge heraus, spiecen einander ins Antlitz, und machten noch andere Pan- tomimen, um die tiefe Verachtung, die sie sich gegen- seitig widmeten, zur vollständigsten, glorreichen An- schauung zu bringen.

„Herr des Himmels“, dachte ich, „daß ist Deine Creatur!“

Und wie durch zerklüftete Wolkenschluchten ein matter Streif des todtenbleichen Mondes fiel, dachte

ich daran, wie wohl ein Mondbewohner sich nach diesem Sterne, den man Erde nennt, sich sehnen möchte, denn von dort gesehen, muß in der That dies „Thal der animalisirten Dämonen“, wie ich nenne, gar zu prächtig aussehen, da es schier viermal größer erscheint, als uns der Mond, ein süß verlockendes, namenlose Sehnsucht erweckenden Zauberbild; und was muß das da droben ein Fest sein für Diejenigen, welche auf der der Erde abgewendeten Seite wohnen, wenn sie eine Reise machen, um einmal das Prachtbild dieser Erde, das große, glühende, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Vielleicht ist dort eine solche Reise höchste Religion, wie wir (d. h. die Erdbewohner), zur heiligen Kaaba in Mecca, zu Sanct Peter in Rom oder zum heiligen Jago von Kompostella wallfahrten, oder wie ich, der ich auch so ein armer Schwärmer für mein Leben gern zum Kreuz des Südens wallen möchte, dessen schon Dante gedenkt, und welches der hehre Humboldt so wunderschön beschreibt. Armer Schwärmer!

In dem Reiche des Erschaffenen ist wohl nirgend Genügen und nirgend Erfüllung; von Stern zu Stern, und nehmet Ihr Flügel und flögt bis zum äußersten Meer, allüberall wohl nur Schmachten und Trachten und Sehnen und Hangen.

Die Menschheit aber, füge ich noch in Bezug auf das Obige hinzu, wenn sie ein Janus genannt werden soll, ist ein Janus mit nur einem Gesicht. —

Daß wir die Stadt Cisterna passirten, kann ich mich nicht erinnern; meine Seele hatte Thränen geweint, und Thränen weinen ist ein Stück Arbeit, so gut wie jede andere, und Arbeit ermüdet. Ich hatte geschlafen. Sie ist übrigens die letzte Stadt vor den pontinischen Sümpfen, die sich, wie hier bemerkt sein mag, in einer Länge von Nettuno bis Terracina 36 Miglin, gleich neun deutschen Meilen, erstrecken und die Ebene begreifen, die zwischen den Sabinergebirgen im Osten und dem Meer im Westen belegen, südwestlich vom circarischen Vorgebirge begrenzt wird.

Die Nacht wurde so im Halbtraum hingedämmt: schwere Wolkenheere, leis tröpfelnder Regen, Mondlichtstreife, dazu ein schwermüthiger Gesang, den die Eselstreiber abwechselnd anstimmten, wenn sie durch irgend Etwas, momentan aus dem Schlafe gestört, emporschraken. Der eine begann und der andere

fuhr fort. Das waren die Harmonien dieser Nacht. Mir war bei den seltsamen Tönen in meiner traum- undämmerten Brust oft zu Muth, als stände auf dem Rande eines Gestirns ein Geist, vielleicht ein böser, ein verneinender, und riefte einem gleichgerteten auf einem andern ein Hobn-, ein Spottlied zu.

Die beiden Söhne der Pontinen sahen in der That den Genien der Negation, und solchen, die „am Begraben, an Schmerz und Trümmern ihre Freude haben“, ähulich genug, und wie wir, wenn die Männer nicht schliefen, dahinbrauften auf den rasselnden Karren, und die in den Pontinen nicht seltenen Eseln über uns krächzten, und die bageru Pappelbäume, die als gegen Mitternacht ein Wind vom Meere herankam, immer lauter wurden und sich immer energischer rechts und links verbogten und verneigten, da wurde mir, als wäre auch ich ein Gesunkener, ein Gefallener, ein Verächter des Höchsten, ein Berspottter des Mysteriorums, und ich wäre den andern verfallen, und sie schleppten mich *recta via* durch die Pontinen in die Hölle.

Es wurde aber Morgen und wir hielten vor vor einem Wirthshause: selbiges bestand aus einem großen Stalle für Esel, einem zweiten Stalle für Menschen, außerdem aber aus einer Küche. Ueber der Thür des unvergleichlichen Gasthofes aber stand mit stolzen Lettern die Inschrift: „Antiqua Locanda di Fuorabia, Osteria con cugina, Rimesa di Bestie. Das also war Fuorabia! —

Vor der Thür des Hauses stand ein Tisch, an dem ein riesenhafter Kerl mit aufgestreiften Hemdärmeln, ein großes Messer in der Hand, ein zweites mit diesem, braunem Blute bedecktes im Munde, einen Seefisch tranchirte, den ich unzweifelhaft als einen Rochen erkannte. Sahst Du jemals, o inniglich geliebter Leser, ein solches Gethier, so wirst Du inne geworden sein, daß ein Roche ein wirklich fabelhaft häßliches Thier ist: dieser lange, derbe Krofodillenschwanz an dem aufgedunsenen Krötenleib machen keinen Antinous, der Fisch war fast so häßlich, wie der blutige Kerl, der ihn tranchirte, nur daß dieser größer, außerdem aber mit zwei Beinen gesegnet war, welche nützliche Werkzeuge dem Roche abgingen. In Hinsicht auf Augen und Mund gleich einer dem andern aufs Haar.

Drei diabolische Bestien in der Verkörperung

von schwarzen, aber auch wirklich schwärzern als schwarzen Wolfshunden standen um den Tisch, und verfolgten jede Bewegung des großen Kerls, dessen Beschäftigung für sie höchst interessant war, da es hier des Himmels höchste Seligkeit, eine recht speckfette Galle, oder, o Uberschwänglichkeit des Begehrens, gar eine Gräte, etwa eine Wirbelsäule abgeben konnte, mit einer Aufmerksamkeit, die eigentlich einer bessern Sache werth gewesen. Diese intensive leidenschaftliche Spannung, dieses Aufgehen in die Erregung des Moments frappirte mich.

Ich beneidete eigentlich den großen Fischschlächter um den Antheil, den er erregte, mochte selbiger Antheil auch nur von Hundeseelen ausgehen, so waren es doch Seelen! Ich Aermster habe auch Kochen tranchirt, ja selbige in mannichfachster Gestalt sogar zubereitet und aufgetragen: es war das wunderbare Meereschöpf meiner Poesie, meiner Zerrissenheit, meiner Sehnsucht, meines Verhältnisses zur Ewigkeit, der Unendlichkeit, der Zerworfenheit meines Menschenbusens, es war eben auch eine Raja, eine Koche, die ich zerschnitt, aber ich mußte lügen wie ein Glender, wenn die Hundeseele des deutschen Publikums mir auch nur für einen Pfennig Aufmerksamkeit geschenkt hätte.

Doch ich male mein Bild weiter aus, ein so vollendetes Bild aus der Hölle, als nur jemals eins gewesen ist.

Links ab vom Tische stand auf einem Bein mit traurig zerplücktem herabhängenden Fittich ein sterbendes Trutbünchen, eine erbärmliche kleine Jammergestalt.

Am Rande des Canals, der unter dem Namen „Fiume di Linea“, oder auch nach dem Namen des Papstes Pius VI. Linea Pia genannt, als Abzugskanal für die stagnirenden Berggewässer in schnurgerader Linie nach dem Meere führt, in welches er bei Terracina mündet, stand ein steinerner Brunnen, vielmehr wohl eine Cisterne, mit ekelhaft trübem Wasser spärlich gefüllt; auf dem Rande lag eine gewaltige Viper, grünlich, schillernd, ein entsetzliches Geschöpf, in der Mitte von einem Steine zerquetscht; auf der Wunde eine halbe Million der abscheulichsten, gierigsten, gelben Schmeißfliegen, die ich in meinem Leben gesehen, und ich habe doch recht viel Geschmeiß gesehen, da ich unter andern auch gar lange in der

Haupt- und zukünftigen Weltstadt Berlin gelebt, wo sehr viele Menschen und etliche, unter andern auch der Herr Geheimrath von Hochwohlgeboren zu domiciliren so gütig sind.

Wenden wir uns von diesem Standpunkte nach dem Vordergrunde, das heißt der Plaine, die zwischen hier und dem Meere liegt, so erblicken wir Steppen von riesigem Umfange, wüst und unabsehbar mit einzelnen Sumpflachen; zunächst aber, wie schon erwähnt, vor uns den Fiume di Linea, diesen Kanal, der durch seine schnurgerade Regelmäßigkeit diesen ennui forcé zur Verzweiflung bringen kann. Selbst in das Meer stürzt sich dieser exquisite Philister mit einer Nachlässigkeit, einer „Pommade,“ wie nur immer der erste Weißbierbrauer in Berlin bei „Tichy“ in die Spree.

Hinter uns aber liegen in nackter Riesenmäßigkeit die öden Berge von Sezza, zerrissene, zerworfene Gestalten, cruste und alberne, wüste und gewöhnliche, unheimliche und zahme. Bergwässer, zu kurzem, rubmlosen Laufe bestimmt, stürzen in reicher Zahl hinab, und bilden zunächst die Sümpfe zwischen uns und dem braunen verödeten Gebirge. Weiße Büffel von jeder Größe wandeln in den Mooren, in den einzelnen Sumpflachen, zum Theil so begraben, daß nur noch die weißen stier hinträumenden Häupter daraus hervorblicken, dermaßen, daß wohl ein blödsichtiger, natürlich norddeutscher Phantast, etwa ein schwärmerischer Vice-Supernumerar, oder ein excentrischer Predigtamts-Candidat die weißen Configurationen für blühende Märchen der räthselhaften Tiefe, für schneeige Seelilien oder Lotosblüthen halten könnte.

Ueber dem ganzen Bilde, das man wohl als überladen tadeln könnte, wenn es eben nicht treu nach der Natur gezeichnet wäre, brütete eine unermessliche Sonnengluth, erstickend, erdrückend, vernichtend; jetzt schon, da es noch in frühester Morgenstunde war und die riesige Gluthgestalt feuerathmend, funkensprühend erst noch kaum über den Rand der Abruzzen emporgewallt, wie mit ausgebreiteten Schwingen ein gigantischer Kondor, und ihre untern Strahlenfränze noch an einer verödeten Pinie sich anflammerten, die versengt, stumm trauernd, ein gebeugtes, zerrungenes, schmachtendes Wesen, in einer

Bertiefung zwischen zwei nackten, wüst zerrissenen, grauen Steingipfeln stand.

Ein so ächtes Konterfei aus einer Hölle, und zwar aus einer Hölle, über die ein tiefblaues Himmelszelt, ein ehern unwandelbares, mit dem flammenspeienden Sonnengestirn gespannt ist, als nur immer gefunden werden kann.

Ich trat nun die drei Stufen hinan in das Gastzimmer; es war ein wüster oblonger Raum mit keinem andern Mobiliat, als zwei wurmfischigen Schenkstischen, einer langen Bank, die vier Füße, und einer eben so langen, die nur zwei Füße hatte. In der Ecke auf dem Estrich brannte ein mannhohes Feuer von Maisstroh, widerlich grell, hellgelb emporlodernd, ein Kessel hing darüber mit Wasser gefüllt, wahrscheinlich um die vielerwähnte Mißgestalt, die bizarre Meercreatur, die wunderliche Roche, die Tochter eines Krokodills und einer hysterischen Undine zum Morgenimbisß zuzubereiten.

Im Winkel neben der lodernden Flamme saßen scheu an die Wand gedrückt zwei Männergestalten mit bleichem zerrütteten Angesicht, bestaubt und zerrissen. Das funkelnde Auge spähte ängstlich und unstät umher, der momentane Seelenzustand der Besorgtheit, in dem sie zur Zeit befangen schienen, unterdrückte den Ausdruck des Subenthums, der sonst der prägnanteste Zug ihrer düstern Physiognomie gewesen sein mochte. Sie schienen zu schlafen, zu träumen, wenn auch mit offenen Augen; vielleicht, daß sie keinen anderen Schlaf kannten, entweder, weil sie unaufhörlich auf ihrer Huth sein mußten, oder, weil sie in ihrer Seele nicht allein mit der Finsterniß sein mochten. Es war unheimlich. Und wie ich eintrat, da fuhren sie ängstlich empor und sahen mich an mit durchbohrenden Blicken, dann tranken sie wie beruhigt einander ein Glas trüben, rothen Wein zu, und dann wieder versanken sie apathetisch stumm und staar in sich selbst.

Es war eine öde, schwermüthige Morgenstunde.

Ich setzte mich an den Tisch auf das oberste Ende der Bank mit zwei Füßen, und bestellte Wein. Dann aber zog ich ein Paar neue Stiefeln aus meinem Tornister, um mein Fußwerk zu wechseln.

Ob solchem Thun und Treiben erstaunte gar sehr der kleine, alte, grundhäßliche Kerl, der mit dem Wein in einer zerbrochenen, wenigstens gesprun-

genen Flasche von schmutzigem grünen Glase brachte. Der Besitz von einem gedoppelten Paar Stiefeln mußte ihm ein gar zu überschwänglicher Reichtum scheinen; ja, er schien nicht glauben zu können, daß sich solcher Wohlhabenheit Jemand erfreuen könnte, der nicht selber Pechdraht zöge; er wagte daher, nachdem er ein über das andere Mal als zum Ausdruck der unnennbarsten Bewunderung die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, die unschuldige Frage an mich, ob ich nicht ein „calzolajo,“ das heißt ein Schuhmacher wäre. Ich erwiderte höflich, aber kalt: „Nein, aber ein Schneider.“

Da wurde das Weiße in seinem Auge roth, sein Antlitz aber schier grün vor Erstaunen, und er vertraute mir, sein Onkel wäre auch ein Schneider, wegen ich nichts einzuwenden hatte.

Der alte Kerl glich auf ein Haar jenem schauerlichen, entsetzlichen Greise, als von welchem der Odysseus des Morgenlandes, der Seefahrer Sindbad, bemeldet: der gräßliche Alte auf der wüsten, wunderbaren Insel, der sich ihm durch List auf den Nacken setzt, und ihn nun in seinem Dienst als Reitpferd verwendet, bis es endlich dem vielgewandten Piloten gelingt, das graue Ungethüm durch einen Trunk süßen Weins zu betäuben, ihn so abzusatteln und mit einem Stein seinen Kopf zu zerschmettern. Wie oft war dies Wesen, das ich mir nimmer entsetzlich genug denken konnte, durch die Träume meiner Jugend gewandelt, damals, als ich noch Unschuld genug hatte, um die tausend und eine Nacht in ebensoviele Viertelstunden zu lesen, zu durchleben, zu verschlingen.

Und nun stand der wüste Traum hier vor mir in der öden, banger Morgenstunde in den Pontinen. Da der Greis bemerkt hatte, daß jene bleichen Männergestalten meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so flüsterte er mir nun mit unheimlich näselnder Stimme behutsam in's Ohr: „Es wären allem Anscheine nach Galeerensklaven aus Civita-Vecchia, die sich auf der Flucht nach dem Reich, das heißt nach Neapel befänden.“ (Ueberall nämlich im Römischen wird unter dem Reiche Neapel verstanden.)

Nachdem ich diese Belehrung empfangen, wandte ich mich wieder dorthin, wo sie saßen, aber siehe, sie waren verschwunden; vermuthlich hatten sie vernommen, was der Alte von ihnen geschwätzt, denn

das Ohr eines „Mannes mit der gelben Mütze“ hört das Gras auf dem Monde wachsen, und sie müssen mitten durch das Feuer, wie wir kaum den Rücken gewandt, den Rauchfang hinaufgeklettert und so geflohen sein. Galeerenklaven verstehen das Schornsteinfegen, und wenn sie auch nicht Baumeister studirt haben, so wissen sie doch architectonisch genau anzugeben, wo sich die Rauchkammer befindet.

Solches Alles ist mir noch begreiflich.

Völlig mythisch aber und unerfäßlich bleibt mir, wie sie es mögen angefangen haben, den Kessel, der, wie oben erwähnt, munter siedend über dem Feuer hing, ebenfalls in ihr Abenteuer zu verwickeln, und das harmlose, gutmüthig, manch seltsames Liedlein still für sich hinsummende Wesen, ebenfalls zur Flucht zur Decke hinaus zu bereden.

Wie dem auch sei, der Kessel war fort auf eigene Hand oder in fremden, und das Unangenehme war nun zunächst, daß der Fisch nicht gefotten werden konnte, dann aber, daß sämtliche ehrenwerthe Insassen der gastlichen Osteria von Zuorabia in eine unbeschreibliche Verwirrung geriethen und ein Zetermordio erhoben, das mir ewig in die Ohren tönen wird. Ihre Verzweiflung war grenzenlos; es war nichts anders, als ob der gute Genius des Hauses, der Terminus, der Lare und Penate, die Wunderlampe des Abdallah, das Ei des Vogels Noth verschwunden wäre.

Der grämliche Greis sprang wie besessen erst auf einem Bein, dann auf allen Vieren umher; er brüllte wie ein Büffel, krächzte wie ein Rabe und krähte als ein Hahn. Der große Fischschlächter aber ging mit hoch emporgehobenen Händen auf und ab, und sprach einen Fluch, bei dem, ob ich gleich ihn nur halb verstand, mir das Blut schier zu Eis gerann. Dann steckte er das Mundstück des Kochen zwischen die Zähne und zerknackte es wie eine Nuß.

Plötzlich wandte sich der Greis gegen mich und behauptete, ich hätte den Kessel zu mir gesteckt. Das Ungethüm war verwirrt und unsinnig genug, um mir beide Taschen durchzusuchen. Der blutige Schlächter aber wandte seine Wuth gegen eine Kage und es war mythenhaft anzusehen, wie er selbige mit Steinwürfen in den Fluß jagte.

Niemand indeß dachte daran, den Galeerenklaven, die doch noch nicht weiter als bis Drüben in

die Berge sein konnten, nachzusehen. Vielleicht mochte man vor ihnen, als mit übernatürlichen Kräften augenfällig ausgerüsteten, eine unüberwindliche Scheu haben.

Das ist die Aventure von dem verschwundenen Kessel, die mir so schon fatal genug, vielleicht noch fataler geworden, wenn nicht ein Mann des Begehens dabei gezogen, der, auf einem Pferde reitend, einen mit zwei Körben beladenen Esel hinter sich herzog, deren einer Faccioli, das heißt weiße Bohnen, der andere aber ein Kindervaar, ein Männlein und ein Fräulein, enthielt, das an holdseliger Anmuth, gleich Paul und Virginia, mit den Kindern aus dem Schwannenei der Leda verglichen zu werden verdient.

Mit ward wohl bei dem Anblick, und ich beschloß, unter diesem Paniere der Anmuth und Unschuld mich zu retten aus der wüsth verworrenen, infernalischen Trübsal, aus dem dämonischen Wirtwart, in dem ich befangen war.

Ich trat zu dem Manne, der ohne Aufenthalt an der Osteria vorüberzog, und wir wurden um den Preis von fünf Paoli eins, daß er mit sein Pferd bis Terracina, das heißt, auf eine Begeßstrecke von ein und zwanzig Meilen, gleich fünf und einer viertel deutschen Meile, abtreten sollte.

Er stieg ab, und nahm noch auf dem Esel hinter den Körben und Kindern Platz; ich stieg hinauf und ritt mit leichterem Muthe davon, indes ein Bild aus der Hölle, ein Dämonenkonterfei mehr in der Brust.

So ging es nun selbender die breite, schattige Allee hinab, am Fiume di Linea, der wirklich mit einer verzweifelnden Regelmäßigkeit dahinfließt, rechts und links abwechselnd Sümpfe, Mais- und Reisfelder, links hinüber ununterbrochen die graugelbliche öde Gebirgskette.

Die ganze Straße ist links mit Wachthäusern besetzt, die, wie eine Inschrift bemeldet, vom Papst Pius VI., dem restitutor securitatis publicae, im Jahre 1822 angelegt sind; sie stehen auf Entfernungen von zwei bis dreitausend Schritt und setzen sich auch in's Neapolitanische hinein fort, scheinen aber, da die meisten verlassen waren, nur dazu bestimmt, um durchziehenden Patrouillen Schirm und Schutz vor ungestümt Bettler zu gewähren. Köpfe in eisernen Käfigen, als redende Beweise strafender Ge-

rechtigkeit, sah ich nicht; indes sollen Räubereien noch häufig genug vorkommen.

Auffallend wird in dieser Gegend eine eigenthümliche Hütte, die den Wächtern in den Feldern dient, eine Art Wigwam, den indianischen, wie sie uns abgebildet werden, vollkommen ähnelnd.

Du siehst, geliebter Leser, ein armes, kleines Stückchen Unmittelbarkeit, ein winzig Restlein Romantik steckt noch in den Pontinen, und ich meine, daß Du, trotz dem Mangel des Fortschritts, dem Mastai Ferretti, Dir noch recht oft mit Deiner Lokomotive den Hals brechen kannst, ehe die Wirthshäuser allhier Berliner Anoblauchwürste, ditto Weißbier und Kummel feilbieten werden.

Die Cavalcade, mit der ich dahinzog, gewährte auch ein eigenthümliches Bild, namentlich der Esel mit den Körben, den Kindern und dem Manne. Der Mann, auf dem äußersten Hintertheil des Esels sitzend, mit lang hinabbaumelnden Beinen, die fast den Boden berührten, und schlaff herabhängenden Gliedern, nahm sich kläglich, das Ganze aber fast unbegreiflich und mythologisch aus.

Des Mannes Wahlspruch schien zu sein: *Siccis Deus omnia proposuit dara*, d. h. wo es nichts zu trinken giebt, da ist keine Freude, denn schier regelmäßig von fünf zu fünf Minuten zog er einen kleinen Schlauch voll rothen Weines aus dem Korbe, und trank davon mit vieler regelmäßiger Gewissenhaftigkeit in drei Zügen, und sprügte auch den Kindern, die hold Arm in Arm einander entschlafen waren, einige Tropfen in's Antlitz, als wie man Blumen besprengt, um sie frisch zu erhalten. Dann aber küßte er jedes Mal ein an seinem braunen Halse hangendes Heiligen-Bild, etwa einen Spiridion oder wohl eine Madonna, mit rührender Jubruust.

So zogen wir, im Westen unablässig das schöne Berggebirge Circello im Auge, an Neja und Ponte maggiore, worunter nur Posthäuser zu verstehen sind, vorüber, und gelangten Mittags in der dritten Stunde, zuletzt in einer wunderschönen Pflanzallee, durch eine Gegend mit entzückender, südlicher Vegetation, nach Terracina, dem letzten römischen Ort vor der neapolitanischen Grenze.

Terracina!

Run wache auf in meiner Seele, o Vergangenheit! Steige empor, du Bild, das mich entzückt.

Rehrt mir zurück im Geiste, o ihr Tage, da ich glücklich war, o, sei mir dieser Stunden holder Traum einmal noch vergönnt, einmal noch! *Venit post multos una serena dies!* aber wie auch Alter und Unglück über mich herziehen mögen, entgötternd, entblätternd, wie auch der schnöde, öde Gleichtritt der Tage und kleinstädtische Einförmigkeit zernagend und vernichtend auf mein besseres Selbst wirken mag, nie will ich eurer vergessen, o ihr zwei und siebenzig Stunden, dich sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten August, da ich in Terracina war, voll Jugend, voll Kraft und voll Hoffnung, da ich mein Herz kühlte an des Mittelmeeres schäumender Brandung, und mein Hirn glühte an des Weines von Sezza hochschäumender, blutiger Fontaine!

Wir zogen links die Straße am Berg hinan, indes die Hauptstraße gleichmäßig in der Ebene fortläuft. — Mein Eintritt in den engen, bergigen Straßen auf dem großen ungeträumten Rosse machte denselben Eindruck, als ob ich geradezu in ein Familienzimmer geritten wäre. Männiglich saß auf der Straße, die festlich geschmückt war mit allerlei Blumen und Laubgewinden, um Mariä Himmelfahrt am morgenden Tage zu feiern.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Weimar

über

Kunst und Künstler der Gegenwart.

IV.

„L'enfance du Christ.“

Oratorien eines Zukunfts-Russlers.

Ich hätte heute eine herrliche Gelegenheit, Ihnen eine Vorlesung über die Geschichte, die Bedeutung und Zukunft des Oratoriums zu improvisiren, und hiermit zugleich allerlei Ideen, die ich über dieses Thema im Stillen hege, an den Mann zu bringen. — Aber ich fürchte, Sie würden diese „gelehrten“ Excurse einfach überschlagen, weil sie, Ihrer Meinung nach, gar nicht zur Sache gehören, da Sie nur von dem neuesten Werk unseres Meisters Berlioz, (das in diesem Augenblick in Brüssel, bei dreimaliger Aufführung, eben so viel Aufsehen machte, als vorher in Paris), nicht aber von all' den unzähligen Werken ähnlichen Genre's, die ihm vorausgingen, etwas hören wollen.

Ich kann Ihnen das nicht verdenken. Denn welche Stadt wäre so glücklich, keinen Cantor, Organisten oder Musikdirektor zu besitzen oder besessen zu haben, der im Uebermaß seiner Begeisterung aus „Worten der heiligen Schrift“ und aus Gesangbuchs-Liedern nicht einmal in seinem Leben einen „Text“ zusammengestoppelt, ihn „frei“ nach Händel, Haydn, Mozart, Bach oder Mendelssohn zum Schrecken seiner Mitbürger componirt, aufgeführt und für eine Verherrlichung oder „Verkürzung des Herrn“ gehalten hätte? Städte, die solche Genie's, welche zur Ehre Gottes die Menschheit mit Jugen über die Skala reinigen, gegenwärtig erst besitzen, sind noch glücklich zu preisen gegen solche, die einst einen solchen „Meister“ besessen haben, dessen Ruhm nach seinem Tode lebendig wurde, und nun, wie ein Gespenst, die Kirchen und Concertsäle durch Menschenalter unsicher macht.

Mit den Lebenden kann man noch eher fertig werden, als mit den Toten. Erstere kann man ignoriren oder gehörig „verarbeiten“, je nach ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß. Letztere aber, wenn sie erst in jenen Ruhmestempel der Klassicität, mit tausend Vorhallen, Betstübchen und Beichtstühlen, eingezogen sind, bleiben verzwängt hinter unzähligen Traditionen, Vorurtheilen, Gewohnheiten und Pietäterückfichten, durch die man sich nicht auf den Kern hindurchwühlen kann, ohne vorher einige Male gesteinigt zu werden. — Das hätte nun zwar weiter Nichts auf sich, und auf diese Gefahr hin würde ich es immer wagen, auch in dieses Wespenneß zu stehen, wenn die Arbeit nicht zugleich so entsetzlich langweilig wäre, daß man ein Herkules an Geduld und Ausdauer sein müßte, um diesen Augiasstall des Oratorium-Zammers gründlich zu räumen!

Wie fest die musikalische Gedankenlosigkeit in sonst leidlich hellen Köpfen wurzeln kann, wenn die Schattenbilder der Pietät und Ueberlieferung das Auge umnebeln, mag Ihnen das abschreckende Beispiel Berlins lehren. — In diesen Tagen fand dort, in der „Metropole der Intelligenz“, die hundertjährige Gedächtnisfeier und wenigstens auch die hundertste Aufführung von Graun's „Tod Jesu“ statt, einem wahren Muster von Geschmacklosigkeit und Langeweile, wie man es vor hundert Jahren wohl „zeitgemäß“ finden konnte! Wenn dies in Berlin, der zweiten Hauptstadt des „musikalischen“ Deutschlands, noch heute möglich ist, wie soll man Provinzialstädte, die kein eigenes Urtheil, keine besonderen Intelligenzen und Hilfsquellen besitzen, dafür verantwortlich machen, daß sie dieser Gedankenlosigkeit noch immer gedankenlos folgen, daß sich bei ihnen die „Gesetze und Rechte“ des alten Schlenndrians „wie eine ewige Krankheit“ von Geschlecht zu Geschlecht forterben?

Welchen schweren Stand jeder „Neuerer“ solchen Zuständen gegenüber hat, leuchtet Ihnen ein. — Es würde selbst Mendelssohn sauer genug geworden sein,

mit seinen Oratorien, die schon einen entschiedenen Fortschritt bekräftigen, durchzubringen, wenn er nicht in der äußeren Form seines ersten, des „Paulus“, direkt an die Tradition angeknüpft, und zugleich hiermit Bach, sein Vorbild, im Bewußtsein der Gegenwart neu belebt hätte, weil er mit sicherem Blick erkannte, daß man mit gewissen Concessionen weiter kommt, als mit offener Opposition. — Dieses diplomatische Verfahren ist allerdings nicht Jedermanns Sache, am Wenigsten die der „Zukunfts-Musiker“, die das Kind beim rechten Namen nennen, und es lieber „mit dem Bade verschütten“ wollen, als der Gefahr sich aussetzen, eine Mißgeburt aus lauter Menschenliebe groß zu füttern.

Wie Sie wissen, verwirft Richard Wagner das Oratorium gänzlich. Von seinem reformatorischen Standpunkt aus (und jeder Reformator muß in gewissem Sinne mehr oder minder einseitig sein) mit vollem Recht. Wagner betrachtet jede Kunstform nur in ihrem Verhältniß zum Musik-Drama, nach ihrer Lebensfähigkeit für die Zukunft, nach ihrer Fruchtbarkeit als Saamenkorn für das darstellbare Gesamt-Kunstwerk. — Unter diesem Gesichtspunkt kann gerade das Oratorium, als eine Zwitterform zwischen Oper und Kirchenmusik, als eine Uebergangsstufe der lyrischen Gefühlsentfaltung und epischen Breite zur dramatischen Entwicklung und Darstellung am allerwenigsten stichhaltig sein. — Aber so lange wir das ideale „Kunstwerk der Zukunft“ noch nicht besitzen, so lange noch andererseits irgend eine Kunstform sich thatsächlich behauptet und leidlich bewährt, ohne daß wir die Mittel haben, sie vollkommen zu erzeugen und zu beseitigen — können wir sie auch nicht ignoriren. Wir müssen nur suchen, sie zu reformiren. —

Man zeige der Gegenwart, was man auf dem Gebiete des Oratoriums, aller Tradition und Gewohnheit zum Trotz, doch noch leisten kann; wie man scheinbar todtte Formen durch neuen Geist neu beleben, wie man gedankenlose Nachahmung durch neue Auffassung verdrängen, herkömmliche Unsitte durch ethische Gewalt vernichten kann; und man hat offenbar mehr gethan, und der Gegenwart einen größeren Dienst geleistet, als wenn man im Stolz des Siegers über Gegner hinwegschreit, die sich beim ersten Sturm zwar feig zu Boden werfen, dann aber sich wieder aufrichten und uns heimtückisch in den Rücken fallen. Was man nicht vernichten kann, (und bekanntlich trifft ja nicht jede Kugel) muß man gefangen nehmen mit überlegener Kraft, muß man fesseln mit Geistesbanden, sonst ist man wohl Sieger, aber noch nicht Herr des Schlachtfeldes und Besieger des Landes!

Wir haben in den letzten Jahrzehnten nur 2 Oratorien aus der Masse aufsteigen sehen, welchen die Ehre einer bleibenden musikalischen Bedeutung im Sinne des Fortschrittes zu Theil werden kann: „Elias“ von Mendelssohn und „Mose“ von Marx. — Ich kann mir nicht versagen, hier einige Bemerkungen anzuknüpfen,

welche einer der wenigen, für mich beachtenswerthen Kritiker Joachim Raff (mit dessen feinen, scharfen und treffenden Urtheilen ich Sie in diesen Briefen noch öfter und näher bekannt machen werde) bei Gelegenheit seiner Besprechung des „Mose“ von Marx*) über das Oratorium im Allgemeinen macht.

„So wahr es ist, sagt J. Raff, daß die Heiligmalerei außer dem Bedürfnisse des modernen Bewußtseins liegt, so sicher die Wiedererweckung unserer alten germanischen Architectur an dem Mangel der Gemüthsrichtung scheitert, welche sie zu allererst in's Leben rief: so unwiderleglich erscheint die Thatsache, daß der Sinn, welcher das Oratorium und seinen Styl erzeugte, verschwunden ist, und mithin die Bedingung der Existenz derselben. Das Oratorium hat sich heute in die Concerte geflüchtet; es ist nicht mehr sein religiöser Inhalt, welcher von der Zuhörerschaft als solcher angenommen und aufgenommen wird, sondern bloß seine musikalische Form. Und wenn man im Wesentlichen stets von der Beurtheilung des Textes möglichst Umgang nimmt, so wird man sich desto mehr um das Technische seiner Behandlung kümmern.“

Es ist nun eine Thatsache, daß eine generelle Form des Schönen selbst dann verbleiben kann, wenn ihr specieller Gehalt wechselt, und diese Thatsache mochte wohl die Ansichten Derer leiten, welche, von dem ursprünglichen, religiösen Gegenstand des Oratoriums absehend, seine Form nahmen, um ihn einen profanen Stoff unter zu stellen. — So entstand das weltliche Oratorium.

Der Styl des Oratoriums war vordem ebenso ausschließlich als sein Stoff. Der ascetische Grundzug der mittelalterlichen Religionsanschauung mußte, wie in der Malerei, so auch in der Musik, einen Styl erzeugen, welchen man dem Stoffe des Oratoriums, als einer Kirchenmusik, vorzugsweise zukommend erachtete. Der so entstandene, d. h. willkürlich angenommene Styl, ist unter dem Namen des „strengen“ oder des „Kirchenstiles“ bekannt. — In diesem Style waren bloß eine Anzahl harmonische und contrapunktische Wirkungen erlaubt, und gewisse Regeln hielten alles Andere davon fern. Natürlich waren auch gewisse Instrumente ausgeschlossen, welche man aus, ich weiß nicht welchen Gründen, für die Kirche unpassend halten wollte. — Es ist ganz folgerichtig, wenn die Grenzen dieses Styles ebenso durchbrochen worden sind, als die des Stoffes.

Nachdem der Stoff und der Styl einer wesentlichen Umwandlung unterzogen war, konnte auch die Form nicht mehr unberührt bleiben. Ursprünglich bewies sich das Oratorium als eine Mischung verschiedener Formen, worin sich die lyrische, epische und dramatische theils ergänzten, theils ablosten. In dem Maße,

als das reinmenschliche, lebendig pulsirende und bewegungsvolle Element zu überwiegen anfing, mußte auch die dramatische Form sich mehr geltend machen. In solcher Weise reformirt, erscheint das Wesen des Oratoriums im „Mose“ von Marx und selbst in dem später entstandenen „Elias“ von Mendelssohn, obgleich Letzterer gewiß ganz unfreiwillig sich einer Form näherte, für die er am wenigsten Vorliebe gehabt hat. (Auch hier beweisen sich Mendelssohn und Wagner als die polaren künstlerischen Gegensätze unserer Zeit, wodurch sie zugleich zu den beiden Mittelpunkten wurden, um welche sich die streng geschiedenen musikalischen Parteien der Gegenwart scharten.) Der „Mose“ könnte ein Musikdrama im Tract genannt werden, so sehr hat er den Schnitt einer, im Hinblick auf Handlung verfaßten Dichtung.

Man könnte hier einwenden: Wenn Marx den Stoff in derselben Weise faßt, als ihn das Musikdrama unserer Zeit braucht; wenn er die Form des Dramas selbst übernimmt, und wenn er den Musikstyl gänzlich befreit hat vom alten Zwang — was hat er noch Anderes zu thun, als wirklich Musikdramen zu schreiben? — Dieser Einwurf ist aber, näher betrachtet, nicht stichhaltig, obgleich Wagner und seine strengsten Anhänger hieraus gerade den Schluß ziehen, daß ganz folgerichtig das Oratorium im Musikdrama aufgehen und durch die neue Form desselben völlig überflüssig gemacht werden müsse.

Das Musikdrama ist aber für die Darstellung auf einer Bühne, einem Schauplatz bestimmt, die, wie sehr auch dereinst vielleicht in der Einrichtung von den Theatern der Gegenwart abweichend, doch immer begrenzt sein wird und muß, so zwar, daß den Darstellern stets die physische Möglichkeit verbleiben muß, sich hörbar zu machen. Die Darstellung der Scene, für die sinnliche Erscheinung des Musikdramas unerlässlich, wird alle Mal wieder an die Vorrichtungen der Mechanik gebunden sein, die, wenn ihre Wirkungen präcis werden sollen, auf einen bestimmten Raum eingeschränkt sein müssen. Schon von diesen Gesichtspunkten aus wird die Handlung in einem engeren Raume, und unter einer gewissen geringeren Anzahl der Theilnehmenden vor sich geben müssen. Die Handlung im Musikdrama ist aber noch überdies ihrer eignen Natur nach von der Art, daß sie mit ihren nächsten Motiven, Wirkungen und Wechselwirkungen immerhin auf einzelne Personen bezogen werden muß.

Wie nun aber, wenn ein großer welthistorischer Vorgang, dessen Scene dem Bühnenmechanismus nicht mehr darstellbar ist, und in welchem ganze Völker handelnd und leidend auftreten, poetisch-musikalisch vorgeführt werden soll — wird da die äußere Form des sinnlich darzustellenden Musikdramas beibehalten werden können? —

*) „Neue Zeitschrift für Musik“, Band 39, Nr. 1, Pag. 4.

Soweit Raff, den ich hier so weitläufig citirt habe,

weil er in klarster und schlagender Weise das prägnant entwickelt hat, was ich Ihnen wohl mit anderen Worten, aber sicher nicht besser, conciser und überzeugender hätte sagen können. — Ich denke, wir antworten Beide auf Raff's Frage mit einem kategorischen Nein — und gründen hierauf in einfach logischer Schlussfolgerung den Beweis: daß das Oratorium, als musikalisch-poetische Form für die künstlerische Darstellung welthistorischer Vorgänge, im Nacheinander, in der Zeit, und zugleich im Nebeneinander handelnder und leidender, empfindender und reflectirender Massen beibehalten werden muß, indem hier die weltgeschichtlichen Vorgänge, ihres nationalen und individuellen Gewandes entkleidet, in wahrer, reinmenschlicher Gestalt und Bedeutung zur sinnlichen Anschauung gebracht werden können, und zwar in einer musikalisch-dramatischen Form, welche die, der gegenwärtigen Bühne nicht darstellbaren Stoffe, dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen durch

die einzigen, außer ihm noch übrigen Mittheilungsmittel erfassbar macht, nämlich durch symphonisch-descriptive und musikalisch-epische Formen, welche die Scene und den Ausdruck der Massen, durch sinnlich wahrnehmbare Mittel und nicht nur durch einen Appell an die Phantasie, (wie der Poet im Epos und Bücher-Drama) erzeugen können. — — —

Doch wo gerathe ich hin? — Ich habe Ihnen versprochen, keine Vorlesung über das Oratorium zu halten, und was sind die letzten Seiten anderes, als die Skizze zu einer solchen? Sie sehen, wie unmöglich es in manchen Fällen ist, etwas zu verschweigen, was man auf dem Herzen hat! — Sie müssen mir aber zugestehen, daß ich mich leidlich geschickt aus dem Dilemma gezogen habe, indem ich Ihnen, statt meiner Ansichten — die eines Anderen gab, und nur mein „Amen“ darunter setzte! — — —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Neue literarische Erscheinungen. Von der vortrefflichen „Geschichte des spanischen Theaters“ von Friedrich von Schack ist soeben eine dritte Auflage erschienen. Der Schillerverein in Leipzig veranstaltet die heftweise Ausgabe eines „Gedenkbuches an Schiller“, das die bei den verschiedenen Schillerfesten gehaltenen Vorträge u. s. w. enthält. — J. W. Appell, durch literarhistorische Arbeiten schon genannt, hat (bei Engelmann in Leipzig) einen neuen Beitrag zur Götheliteratur „Werther und seine Zeit,“ erscheinen lassen. —

Aus der Bühnenwelt. Das Weimariſche Hoftheater hat vor Kurzem zum Besten des Platenmales eine Aufführung von Stücken, kunsthistorischen Interesses, — von Hans Sachs beginnend bis auf unsere Tage — veranstaltet. Den Beschluß des Abends bildete die Vorführung des Platenſchen Lustspiels: „Der Thurm mit sieben Pforten.“ Erweist sich eine Nachricht, die durch verschiedene Journale geht, als begründet so bringt in Kurzem das Weimariſche Hoftheater auch noch andere dramatische Arbeiten Platen's zur Aufführung. Einige seiner Schauspiele sind bei Lebzeiten des Dichters auf kleinern Bühnen (Nürnberg, Erlangen etc.) dargestellt worden. Schon vom Pietätsstandpunkte aus wäre es gerechtfertigt, hier und da eines der Platenſchen Dramen auf die Bretter zu bringen. —

In Wien hat Laube Franz Grillparzer's „Medea“ neu einstudiert. Frau Rettich als Darstellerin der Titelrolle soll das herrliche und viel zu wenig verbreitete Stück des großen Dichters zur gehörigen Geltung gebracht, die übrigen Mitwirkenden aber nicht den Anforderungen entsprochen haben. — In Kassel ist der Dramenfabrikantin Charlotte Birchpfeiffer verdienstweise einmal passiert, was bessern Leuten schon ungeratherweise widerfahren ist. Bei Aufführung ihres Schauspiels „Margeruite“ erregten die überforcirten Rührstellen Gelächter, und die Knalleffecte wurden vom Publikum mit Zischeffecten accompagnirt.

Musik. In Brüssel ist eine neue „belgische Nationaloper“ von Soubre, die den Titel „Isoline oder die Weißnarven“ führt, wie man hört, ohne sehr durchgreifenden Erfolg gegeben worden. Die „Nationaloper“ haben ihr Bedenkliches, man erinnere sich an die preussische, an Meyerbeers „Zeldlager“, die nun zum russischen „Nordstern“ geworden ist. — Beim niederrheinischen Musikfeste, bei dem sich bedeutende Virtuosen und Sängern (das Programm nennt auch Frau Lind Goldschmiedt) betheiligen, werden, sollen: Haydn's „Schöpfung“, „Meeresstille und glückliche Fahrt“ von Mendelssohn, „Paradies und Peri“ von Robert Schumann, Beethoven's „G-Moll Symphonie“ und eine neue Symphonie von Hiller (dem Dirigenten des Festes) zur Aufführung kommen. — Die Tb. Riemersche Verlags-handlung kündigt eine dritte Auflage des „Musika-

lischen Conversationslexicon" an, dessen Redaction der bekannte in Paris lebende musikalische Schriftsteller August Gathy wie früher besorgt. —

Robert Schumann. Die „Signale für die musikalische Welt" schreiben: „Immer auf's neue wiederholen sich namentlich in den rheinischen Zeitungen Nachrichten über den Gesundheitszustand Robert Schumanns, die mit der Wahrheit glücklicherweise in Widerspruch stehen. Aus bester Quelle können wir wie früher den Freunden des hochverehrten Künstlers mittheilen, daß sich derselbe in Genesung befindet: er ist den ganzen Tag thätig, schreibend, lesend, spielt sehr viel Klavier, auch vierhändig mit den ihn besuchenden Freunden, steht in fortwährender Correspondenz mit seiner Gattin, nimmt das lebhafteste Interesse an allen Vorgängen und liest mit Befremden ohne Zweifel in den Zeitungen über sich selbst Berichte, die nicht selten eben so sehr der Wahrheit als jeden Zartgefühls ermangeln." — Da wir selbst, wenn wir uns auch hinsichtlich des letztern Punktes keinen Vorwurf zu machen haben, eine ungünstige Notiz über des genialen Componisten Zustand vor Kurzem brachten, widerrufen wir dieselbe durch diese Mittheilung gern und freudig.

Bermischtes.

Ausdehnung der Eisenbahnen über den Erdkreis. Die Rev. N. St. Ztg. enthält darüber folgende Angaben: Auf der gesammten Erdoberfläche sind im gegenwärtigen Augenblicke 40,344 Meilen Schienenwege in Wirksamkeit; hiervon gehören 17,020 der östlichen und 23,324 der westlichen Halbkugel an, auf denen sie, wie folgt, vertheilt sind: England 7,744 Meilen, Deutschland 5,340, Frankreich 2,480, Belgien 532, Rußland 422, Italien 170, Schweden 75, Norwegen 42, Spanien 60, Afrika 25, Indien 100, Ver. Staaten 21,528, britische Provinzen 1,227, Cuba 359, Panama 50, Südamerika 60. Der längste Schienenweg ist die Illinois Centralbahn, welche mit ihren Zweigen sich auf eine Distanz von 731 Meilen erstreckt, und deren Erbauung 15,000,000 Dollars kostete. Die Länge der Eisenbahnen in den Ver. Staaten übertrifft die der ganzen übrigen Welt um 2,712 Meilen. Die Gesamtzahl der vollendeten Bahnlinsen in den Ver. Staaten beträgt 271; in Erbauung sind 174 Linien begriffen und in voller Wirksamkeit sind 21,528 Meilen, die mit einem Kostenaufwand von 716,766,333 St. erbaut wur-

den. Die Zahl der in Erbauung begriffenen Bahnmeilen beträgt 16,738.

Ein erfindrischer Hypochonder. Aus Magdeburg berichtet man: „ein hiesiger Einwohner bot, seitdem seine Rachethaten zur allgemeinen Kenntniß gelangten, Veranlassung zum Stadtgespräch. Derselbe bewohnte die mittlere Etage eines Hauses und über ihm giebt ein Musiker, der mit zahlreichen lärmenden Kindern gesegnet ist, auf den verschiedensten Instrumenten Unterricht, was für die Umwohnenden allerdings ziemlich störend sein muß. Unser Held ist aber von der Sicht geplagt und melancholisch; ihm wurde des Musikers Lärm doppelt lästig, und da weder Bitten noch Drohungen den erwünschten Erfolg hatten, vielmehr der parterre unter ihm Wohnende nun ebenfalls drohend auftrat, so hat der zwischen zwei Feuern Stehende ein Mittel erdacht und zur Ausführung gebracht, welches nichts weniger als den baldigen Auszug aller Hausbewohner bezweckte. Er ließ sich nämlich an seiner Decke eine Maschine anbringen, welche in Bewegung gesetzt einen Höllenlärm verursachte. Des Nachts nun, wenn Alles in tiefster Ruhe liegt und er selbst nicht schlafen kann, fängt er damit zu arbeiten an und hämmert die Musikerfamilie aus den Betten. Zu Frommen des unter ihm Wohnenden aber rollte er große, schwere eiserne Kugeln auf den Dielen herum, die bei der wellenförmigen Beschaffenheit der letztern ein donnerähnliches Getöse erzeugen. Wenn er nun auf solche Weise das halbe Haus aus dem Schlafe gebracht hatte, so brachten die beiden Familien durch Fluchen und Schimpfen auch die andern Hausbewohner aus dem Schlaf, und da die Behörde hier nicht weiter einschreiten konnte, so blieb den Miethern nichts weiter übrig, als sich auf Kosten ihres Wirthes wo anders einzuquartieren und letzterer hat sich wegen seines Schadens an den erfindrischen Hypochonder zu halten.“

Auch eine „Geistreiche.“ Eine Miß Bacon hat, wie das englische „Athenäum" berichtet, den „geistreichen" (aber ziemlich einfältigen) Einfall gehabt, zu behaupten, Shakespeare habe bei den meisten und berühmtesten seiner Stücke nur als „Strohmann" figurirt — dieselben seien in Wahrheit von aristokratischen Notabilitäten seiner Zeit verfaßt. Wie diese sublimen Idee gerechtfertigt werden soll oder worden ist, wissen wir nicht — aber daß sie bei einer gewissen „Aristokratie", die schon lange am Weltruhme des Dichters (der doch nur ein Plebejer war) Aergerniß genommen, Glück machen wird, ist außer Zweifel. — Vielleicht findet sich, wenn noch ein Paar Lustern verstrichen sind, eine deutsche „aristokratische" Dame, die dasselbe von Schiller und Göthe behauptet. Man kann nicht wissen!